



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Guglia, Eugen: Zu Goethes Campagne in Frankreich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bedachtfam zerstörten Klosterschulen. In jenen einheimischen Volkspredigern und volkstümlichen Bruderschaften des vierzehnten Jahrhunderts, nicht im kalvinischen Genf, sieht Rogers die eigentliche Wurzel des Puritanertums. Und er meint bei dieser Gelegenheit, nur dadurch, daß eine religiöse Bewegung in der sittlichen und sozialen Hebung der Massen Erfolg habe, könne sie sich als neue Religion legitimieren; sonst sei sie nur ein neuer Aberglaube.



Zu Goethes Campagne in Frankreich



n die Jahreszahl zweiundneunzig knüpft sich für uns Deutsche eine traurige Erinnerung. 1792, im Herbst, war es ja, wo jener verhängnisvolle Feldzug stattfand, der eine Reihe von nationalen Unglücksfällen eröffnete. Was damals versehn und gesündigt ward, ist eigentlich erst 1870 wieder völlig gut gemacht worden. An solchen Gedenktagen geht man gern still vorüber, und auch uns wäre es kaum eingefallen, jene Ereignisse gerade jetzt noch einmal zu berühren, wenn nicht eine litterarische Erscheinung dazu aufforderte: ein vor kurzem ausgegebener Band der großen Weimarer Goetheausgabe enthält die Briefe, die Goethe von seiner Kriegsfahrt nach Hause geschrieben hat; bereits gedruckte, wie die an Jacobi und Herder, sind mit völlig unbekanntem, an Christiane Vulpius und an Voigt, darin vereinigt. Und dazu fällt uns eine neue Ausgabe der Campagne in Frankreich, von einem Franzosen für die französische Jugend eingeleitet und erklärt, als willkommene Zugabe in die Hände.*)

Bekanntlich stammt die Abfassung der Campagne in Frankreich aus den Jahren 1821 und 1822; ein volles Menschenalter also nach den Ereignissen, die sie erzählt, ist sie erst niedergeschrieben worden. Der jüngste französische Herausgeber vermißt denn auch darin den Reiz des frisch erlebten und empfundenen, den „schönsten unmittelbarsten Lebenshauch,“ wie es Goethe selbst in den Wahlverwandtschaften genannt hat. Wer aber die Briefe liest, den wird etwas von jenem Hauch berühren, etwas von jenem Reiz ansprechen. Nur daß leider alles zu fragmentarisch ist; inmitten der Unbequemlichkeit eines

*) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Vierte Abteilung (Briefe), 10. Band. Weimar, Böhlau, 1892. — Goethe, Campagne in Frankreich. Edition nouvelle avec une introduction, un commentaire et une carte par A. Chuquet. Troisième Edition. Paris, Delagrave, 1892.

Zelt- und Lagerlebens, in Einquartierungen, wo es vor allem galt, die Bedürfnisse des Tages zu befriedigen, da war die Muße der italienischen Reise nicht zu finden. Es ist nicht so wie mit den Briefen aus Venedig, Rom und Neapel, die, an einander gereiht, so ziemlich den Text des spätern Werks darstellen; alle diese Briefe, zusammengefügt, geben noch lange nicht die Campagne in Frankreich, wie wir sie kennen.

Die Briefe aus Frankfurt und Mainz, die den vorliegenden Band eröffnen, drücken alle die große Unlust aus, mit der Goethe der Teilnahme am Feldzug entgegenging. Was er darüber an Jacobi schrieb, ist wohl in jedermanns Erinnerung, Christianen gegenüber ergeht er sich in Bedauern, daß er fern von ihr sein muß, in sorglichen Bemerkungen über Haus und Wirtschaft, in Hoffnungen auf baldige Rückkehr, wo ihm dann der „liebe Küchenschag“ recht gute Speisen bereiten und ihn für die Entbehrungen des Kriegs entschädigen soll. Ein Willet an Meyer, in Trier am 25. August geschrieben, drückt gleichfalls Mißbehagen an der Gegenwart aus: „Die gegenwärtige Welt geht bunt durch einander,“ schreibt er, und „die deutsche Welt“ ist ihm „leer an allem echten.“ Nur die Betrachtung des altrömischen Mauerwerks von Tegel läßt ihn „nicht ganz verzweifeln.“ Ein anschauliches Bild aus dem Leben, das ihn nun umgab, findet sich zuerst in einem Briefchen an Christiane, drei Tage später und schon aus Longwy geschrieben: „Ich schreibe dir in seinem [des Herzogs] Zelt mitten unter dem Geräusch der Menschen, die an einer Seite Holz fällen und es an der andern verbrennen.“ Aber weder hat sich Goethe in der spätern Erzählung in solcher Situation vorgeführt, noch findet sich in diesem Brief etwas von den Ereignissen, die dort unter demselben Datum mitgeteilt sind: nichts von dem Kramladen, wo er die wollenen Decken kaufte, nichts von den Gesprächen im Gasthof und im Zelte, nichts von der Misere des Lagers, dagegen eine Menge Erinnerungen an Weimar, an alles, was um Christiane ist, auch an die Kohlrüben im Garten. Von dem Bombardement von Verdun, das von der Mitternacht des 31. August bis zum Morgen des 1. September dauerte und in der „Campagne“ mit einer Fülle von Episoden geschildert wird, melden hier nur ein paar Zeilen, gleichfalls an Christiane gerichtet; sie enthalten nichts neues, aber wir möchten sie doch nicht missen, denn sie sprechen ein schönes persönliches Mitgefühl für die Belagerten ernst und einfach aus: „Es ist ein schrecklicher Anblick, und man möchte sich nicht denken, daß man was liebes darin hätte.“ Die Übergabe geschah am 2. September und erfüllte die preußische Armee mit Zuversicht; es zweifelte niemand mehr, heißt es in der „Campagne,“ „daß wir bald darüber hinausgelassen und in Chalons und Spornay uns von den bisherigen Leiden an gutem Wein bestens erholen sollten. Ich ließ daher ungesäumt die Sägesägenarten, welche den Weg nach Paris bezeichnen, zerschneiden und sorgfältig aufziehen.“ Aber viel zuversichtlicher und siegesgewisser noch spricht das

gleichzeitige Wort: „Heute wird die Stadt sich ergeben und die Armee weiter gegen Paris gehn. Es geht alles so geschwind, daß ich wahrscheinlich bald wieder bey Dir bin. . . Aus Paris bringe ich Dir ein Krämchen mit, das noch besser als ein [Frankfurter] Sudenkrämchen seyn soll.“

Überhaupt ist in den Briefchen an Christiane alles ein wenig ins helle gemalt; er wollte ihr augenscheinlich nicht bange machen, sie über sein Schicksal beruhigen. Allerdings hat man nicht mit Unrecht bemerkt — und Chuquet thut es auch — daß die Lage so schlimm nicht war, wie sie in der „Campagne“ schon Anfang September geschildert wird. Aber das gilt doch wohl nur in Beziehung auf die strategische Lage, auf das Verhältnis zum Feinde, auf die Position, nicht auf das Schicksal des Einzelnen, besonders wenn es ein verwöhnteres Menschenkind war wie Goethe. Wenn er am 8. September schreibt: „Wäre es möglich, daß ich Dich um mich hätte, so wollte ich mirs nicht besser wünschen,“ so liegt darin gewiß etwas zärtliche Übertreibung. Er war damals wohl unter Dach und Fach in dem Örtchen Jardin Fontaine, aber nachdem er eben erst dem „schrecklichsten Zustand“ in einem Zelte, das in grundlosem Kot versunken war, entgangen war und sich dann durch ein mit Knoblauch gewürztes Gericht den Magen gründlich verdorben hatte. Sehr anmutig klingt das folgende: „Ich denke immer an Dich und den Kleinen und besuche dich im Hause und im Garten und denke mir schon, wie hübsch alles seyn wird, wenn ich wieder komme. Du mußt mich aber nur lieb behalten und mit den Kügelchen nicht zu verschwenderisch umgehen. . . Richte nur alles wohl ein und bereite Dich, eine liebe, kleine Köchin zu werden.“

Die Gleichgiltigkeit, die Goethe in Frankfurt und Mainz sowohl gegen die demokratischen wie gegen die aristokratischen Sünder an den Tag legte, hat er auf dem Zuge selbst nicht bewahrt; einem Menschen, der wie Goethe an den realen Vorfällen des Lebens, sobald sie ihn selbst berührten, immer lebhaft thätigen Anteil nahm, wäre das auch gar nicht möglich gewesen. „Es ist höchst interessant, gegenwärtig zu seyn,“ schreibt er am 10. September an Voigt, „da wo nichts Gleichgültiges geschehen darf. Den Kriegsgang unter einem so großen Feldherrn und die französische Nation zu gleicher Zeit näher kennen zu lernen, gibt auch einem müßigen Zuschauer Unterhaltung genug. Aus dem, was geschieht, zu schließen, was geschehen wird und manchmal einen Seitenblick in die Karte zu thun, gibt dem Geiste viel Beschäftigung. So viel ist zu sehen, daß sich die Unternehmung in die Länge zieht. Das Unternehmen ist immer ungeheuer, so groß auch die Mittel sind. Wir wissen ja, wie schwer es sey, auch mit vier Kunstzeugen das bißchen Wasser aus der Tiefe [des Ilmenauer Bergwerks] zu gewältigen.“ Und wenn sich Goethe im Privatverkehr wie als Schriftsteller weder für die Demokraten noch für die Aristokraten erwärmte und dem Postmeister von Grevenmahren als ein Gemäßigter erscheinen konnte, in seinem Amtsbezirk war er doch entschieden

nichts zu dulden gewillt, was als eine Nachahmung des französischen Wesens gelten konnte. Noch waren gewisse studentische Unruhen in Jena nicht völlig erloschen, die ihm schon in frühern Jahren zu schaffen gemacht hatten; nun trägt er Voigt auf, nur ja alles zu berichten, was er darüber wisse: „Die Folgen solcher Minen — sagt er — die mitunter von elenden Menschen gegraben werden, sind so schlimm, daß man nicht fleißig genug ihnen entgegenwirken kann.“ So fand er wohl, wie immer die französische Sache noch ausgehen mochte, daß sie bereits mehr Unheil als Segen hervorgebracht habe. Ein Brief an den Geheimen Rat Schnauß in Weimar verrät uns aber, daß er die Größe der Gefahr, die die revolutionären Heere Frankreichs für Deutschland bedeuteten, so wenig ahnte, wie sonst einer der Zeitgenossen, denn er will nichts von einer Teilnahme des deutschen Reichskörpers an dem Kriege wissen; dies hätte auch dem Ländchen seines Herrn Lasten und Verpflichtungen aufgebürdet, und auf dieses vor allem richtete sich doch sein politisches Interesse. „Was das Reichscontingent betrifft — schreibt er dem Geheimen Rat — so möchten Sie, sagt unser Fürst, nur vorerst ruhig seyn. Die Pindarischen Oden des Grafen Görz [des preussischen Gesandten am Regensburger Reichstag] möchten wohl unser kaltes und bedächtiges deutsches Reich nicht gleich in Flammen setzen. Es liegen in der Form noch Hindernisse genug, die man diesem Ansinnen entgegensetzen kann.“ Wie er dann einige Wochen später die Nachricht erhält, der geheime Konseil des Herzogs habe sich dahin ausgesprochen, daß der gegenwärtige Krieg als ein Reichskrieg anzusehen sei, ist er gar nicht einverstanden damit. „Wir werden also auch mit der Heerde ins Verderben rennen — schreibt er an Voigt — Europa braucht einen dreißigjährigen Krieg, um einzusehen, was 1792 vernünftig gewesen wäre.“ Nun, wenn auch nicht ein dreißigjähriger, so doch ein zwanzigjähriger Krieg war dazu nötig; aber die Erfahrung, die man aus so viel Blut und Leiden zog, war nicht, wie der Dichter meinte, daß man 1792 hätte still sitzen sollen, sondern gerade das Gegenteil. Wie so viele Zeitgenossen, war er eben auch von dem Irrtum befangen, es handle sich um einen Angriffskrieg, der hätte vermieden werden können.

Die Briefe aus der letzten Septemberwoche haben zwar nichts mehr von der zuversichtlichen Stimmung, die Goethe bis dahin zur Schau getragen hat. Dennoch scheint hier die Schilderung in der „Campagne“ etwas gar zu grau in grau gemalt zu sein. Am 25. berichtet er noch recht launig an die Herzogin Amalia über die Kanonade von Valmy, zwei Tage später schreibt er noch an Anebel: „Es ist mir sehr lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe, und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann: *et quorum pars minima fui.*“ Auch wenn er dann hinzusetzt: „Man fängt an, den Feind für etwas zu halten, den man bißher verachtete und (wie es zu gehen pflegt bey solchen Übergängen) für mehr zu halten, als recht ist,“ so

drückt das doch keineswegs schon Entmutigung aus. In der „Campagne“ dagegen heißt es unter demselben Datum. Die Lage „konnte nicht bedenklicher sein.“

Aus der Zeit zwischen dem 27. September und dem 10. Oktober liegt kein Brief vor; wahrscheinlich hat Goethe auch keinen geschrieben. Denn am 29. begann der Rückzug, und daß dessen Schilderung in der „Campagne“ nicht übertrieben ist, davon geben die Briefe vom 10. und 15. Oktober Zeugnis. „Umgeben von allen Übeln des Kriegs — schreibt er zuerst an F. F. Meyer —, sage ich Ihnen für Ihre Briefe Dank, die ich nun alle und zur rechten Zeit erhalten habe.“ Und an Christiane: „Du wirst nun wohl schon wissen, daß es nicht nach Paris geht, daß wir auf dem Rückzug sind. . . . Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich“; und: „Wie froh ich bin, zurückzukehren, kann ich Dir nicht ausdrücken; das Elend, das wir ausgestanden, läßt sich nicht beschreiben. Die Armee ist noch zurück, die Wege sind so ruinirt, das Wetter ist so entsetzlich, daß ich nicht weiß, wie Menschen und Wagen aus Frankreich kommen sollen.“ Am ausführlichsten ist er gegen Voigt: „Es läßt sich viel über das Alles sagen, es wird viel gesagt werden, und doch wird ein großer Theil dieser sonderbaren Geschichte ein Geheimniß bleiben. Von den Hindernissen, die durch Witterung und Wege entstanden sind, hat niemand einen Begriff, als wer mitgelitten hat. Wir haben in diesen sechs Wochen mehr Mühseligkeit, Noth, Sorge, Elend, Gefahr ausgestanden und gesehen als in unserem ganzen Leben.“ Er fühlt sich an Leib und Seele zererschlagen und zerstoßen. Von seinen Genossen ist mancher durch das ausgestandne Unglück von der Philosophie zum Glauben übergegangen. Dieser Feldzug wird, so meint er jetzt, „als eine der unglücklichsten Unternehmungen in den Jahrbüchern der Welt eine traurige Gestalt machen.“ Von Luxemburg aus, wahrscheinlich am 16., ist wohl auch der Brief an seine Mutter geschrieben, aus dem G. Forster eine Stelle mitgeteilt hat: „Keine Feder und Zunge könne das Elend der kombinirten Armee beschreiben.“ Ein Schreiben an Herder, gleichfalls vom 16. — es war ebenfalls schon bekannt, bisher aber durch einen sonderbaren Lesefehler der frühern Herausgeber entstellt —, schließt diese Hiobsposten wirkungsvoll ab: „Ich für meinen Theil singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamm erlöst hat, der mir biß an die Seele gieng. Wenn Ew. Liebden Gott für allerlei unerkannte Wohlthaten im Stillen danken, so vergessen Sie nicht, ihn zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Thorheiten ins Große zu begehen. Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Noth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Dual, zwischen Trümmern, Leichen, Aesern und Sch. . . . haufen gefangen hielt.“

So ist denn der Eindruck, den wir von der Campagne in Frankreich aus

den Briefen erhalten, zuerst weniger düster und weniger „ahnungsvoll,“ als ihn das spätere Werk gewinnen läßt. In dem, was er Christianen schreibt, mag er sich einige Zurückhaltung auferlegt haben, aber im ganzen wird es der Wahrheit mehr entsprechen, als die von Anfang an tief dunkle Zeichnung des Buches. Am Schluß aber ist kein Unterschied mehr; nur daß das, was dreißig Jahre später mit schonender Abschwächung mehr angedeutet als wirklich geschildert wurde, hier in so kräftigen Farben aufgetragen ist, daß man sich an Zolas *Debacle* erinnert fühlt. Auch tritt die praktisch-politische Gesinnung, die Goethe in jenen Tagen hegte, in den Briefen deutlicher hervor, als in der spätern Erzählung, die sich in vornehmer Ruhe und Unparteilichkeit harmonisch fortbewegt. Einen anmutigen Hintergrund zu den wechselvollen Kriegsbildern, der dort ganz fehlt, bieten hier die Briefchen an Christiane: wir blicken tief in die idyllische Häuslichkeit, die Goethe in Weimar genoß.

Die innere Wahrhaftigkeit der „Campagne“ aber wird durch die Briefe nirgends erschüttert, nirgends in Frage gestellt: es bleibt nach wie vor ein geschichtliches Buch, man kann im großen und ganzen daraus lernen, wie es wirklich gewesen ist. Es giebt wenig solche Bücher in der neuern Litteratur, wo Geschichte von miterlebenden Zeitgenossen nur in formlosen Memoiren geschrieben wird. Goethe selbst hat noch in gleichem Sinne die Belagerung von Mainz, Genz die geheime Geschichte des Krieges von 1806 geschrieben; einer spätern Generation hat Moltke solche Bücher gegeben — diese allein können sich mit den berühmten Geschichtswerken der Alten vergleichen. Darum begrüßen wir es auch dankbar, das *Chuquet* die „Campagne in Frankreich“ ganz so wie die Geschichtswerke der Alten in die Schulen einführen will oder schon eingeführt hat. Seine Ausgabe, zuerst 1884 erschienen, ist vortrefflich. In der Einleitung und den Notizen ist nirgends auch nur ein Hauch von Chauvinismus, im Gegenteil: die rückhaltlose Anerkennung nicht nur des Dichters, sondern auch des Menschen Goethe, wie er sich in diesem Feldzuge zeigt, sowie all der tüchtigen Elemente, die die preußische Armee selbst damals in ihrem Verfall noch aufwies, hat uns, wir gestehn es, lebhaft gerührt. Da wo Goethe von der hie und da bis zum Wahnsinn gesteigerten Wut der Preußen nach der Rückgabe von Verdun und Longwy spricht, setzt *Chuquet* in einer Note hinzu: *Ces sentiments font honneur à l'armée prussienne*. Und er erinnert daran, wie 1871 ein französischer Soldat nach der Kapitulation von Montrouge, von gleicher Wut erfüllt, dem General Hartmann mit geballter Faust zurief: *Ne riez pas au moins!* — und wie der General erwiderte: „Mein Freund, wir haben keine Lust, über tapfere Leute wie ihr, die ihre Pflicht so gut gethan haben, zu lachen.“ *Chuquet* setzt hinzu: „Erweisen wir den tapfern Preußen, die unsre Grenze überschritten, dieselbe Huldigung; eine Armee, die im Unglück dieser wütenden Verzweiflung fähig ist, hat das Recht, Vergeltung zu hoffen. Ist es nicht Goethe, der gesagt hat: Die Vorsehung hat tausend Mittel, die

Gefallenen zu erheben und die Nieder gebeugten aufzurichten?" Wohl spricht auch aus diesen Zeilen die Hoffnung auf „Revanche,“ die die Franzosen immer noch hegen, aber sie ist nie edler, nie vornehmer ausgedrückt worden. „Eine höchst erfreuliche Erscheinung“ würde Goethe dieses Büchlein genannt haben.

Wien

Eugen Euglia



Aus geschlossener Gesellschaft

Experto credite



er Verein „Berliner Presse“ hat sich in seiner jüngsten Generalversammlung mit einer wichtigen Frage beschäftigt. Ich will damit nicht sagen, daß der Verein sonst nur unwichtige Fragen erörtere. Bewahre! Die ehrengerichtliche Überwachung seiner Mitglieder und die Veranstaltung jener Festlichkeiten, die ihm einen Ruf weit über die Grenzen seines eigentlichen Wirkungskreises hinaus erworben haben, rechne ich unbedingt zu den wichtigern Aufgaben einer schriftstellerischen Interessenvertretung. Doch sind diese Bestrebungen immer nur einem engern Kreise von Genossen zu gute gekommen; man darf es also sehr wohl als ein wichtiges Unternehmen bezeichnen, wenn der Verein seinen weitgehenden Einfluß zu Nutz und Frommen einer Menschenklasse verwendet, deren sich bisher eigentlich nur die Staatsanwaltschaften angenommen haben. Zehn Mitglieder des Vereins hatten der Generalversammlung am 16. November folgenden Antrag unterbreitet: Der Verein wolle beschließen: 1. dahin zu wirken, daß beim Vollzuge (lies: bei der Vollziehung) von Gefängnisstrafen für politische Preßvergehen die Isolierung der Strafgefangnen von Strafgefangnen anderer Art und die Erlaubnis zur Selbstbeföstigung grundsätzlich eingeführt werde; 2. zu diesem Behufe (!) eine mit Begründung versehene Eingabe an die Justizminister sämtlicher Bundesstaaten des deutschen Reichs und an die gesetzgebenden Körperschaften einzureichen, diese Eingabe auch dem nächsten deutschen Juristentage als Material behufs (!) Erörterung zu übersenden; 3. aus der Mitte des Vereins eine Kommission zu wählen, welche beauftragt wird, den Entwurf zu dieser Eingabe auszuarbeiten und dem Verein zur Beschlußfassung zu unterbreiten.

Daraufhin ist denn auch eine Kommission von fünf Mitgliedern gewählt worden, die diese Vorschläge einer genauern Prüfung unterziehen wird. Die Namen der fünf Mitglieder sind mir leider nicht bekannt geworden; es ist daher auch nicht festzustellen, ob diese Herren Kollegen mit der nötigen Vor-